



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 33.

Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als die heilige Handlung vorüber war, und man sich gegenseitig beglückwünschte, war es ein Augenblick etwas banger Spannung für die Eingeweihten, Franz und Eva sich gegenüber zu stehen. Er ging aber glatt vorüber. Franz war ein wenig blaß, aber er blickte so offen und ruhig, daß man die Blässe mit der Gesamtaufregung des bedeutungsvollen Tages, nicht mit der besonderen des Moments erklären durfte.

„Alles Gute und Schöne, Frau Schwägerin,“ sagte Franz, während er Eva die Hand reichte.

Diese faßte sie kräftig und sagte freundlich: „Mögest du immer so glücklich sein wie heute, lieber Schwager.“

Als die beiden wieder auseinandertraten, atmeten zwei Menschen hörbar auf. Das waren Hohenberger und Janny.

Die Gesellschaft fuhr dann in das nahegelegene „Hotel de France“ hinüber, wo das Mahl bestellt war. Die Trauungszeugen benutzten die Gelegenheit, die jungen Frauen möglichst oft „gnädige Frau“ zu nennen, ein paar Trinksprüche wurden gehalten. Dann folgte ein allgemeines Abschiednehmen, bei dem Frau Rauscher und Frau Neumeier weinten, die Männer mit gerührt bebender Stimme verwickelte und unklare Sätze sprachen und selbst die siegesfroh lächelnde Eva für einen Augenblick ernsthaft daren sah.

Dann fuhren die Neumählten in verschiedener Richtung nach ihren Bahnhöfen.

19.

Das Jahr hat seinen Kreislauf vollendet. Man schrieb wieder den ersten Juli. Die Baumkronen standen wieder saftig grün in der heißen Sommer Sonne, die Rosen flammten und die Nelken glühten. Der Duft, den sie emporsteigen ließen, mischte sich

betäubend mit dem schwereren, der aus den Wipfeln der blühenden Linden hernieder sank.

Auch der Garten draußen in Währling, in den die Fenster der Neumeierischen Wohnung hinaussahen, stand in voller Sommerpracht. Und in der Wohnung sah es aus, als hätte der große Garten vor den Fenstern nicht Raum genug gehabt für alle seine Blumen und Blüten, so daß ein Heer der prächtigsten und auserlesensten Rosen ausgezogen war, die nahe gelegene Menschenwohnung im Sturme zu nehmen, zu den offenen Fenstern hineinzuklettern und sich überall festzusetzen, auf Tischen und Schränken, auf den Fensterbrettern und den Ofensimsen. Überall prangten und dufteten Rosen. Rote und gelbe und weiße.

Die vier Damen in dem einfach, aber behaglich eingerichteten Zimmer beachteten aber weder die Blumen draußen noch die Blumen drinnen. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt einem jungen, ganz jungen Knospen, das

weise auf vier Rädern stand. Es war eben eine junge Menschenknospe, aus der im Laufe der Zeit, wenn der berufene Gärtner und die berufene Gärtnerin in der Blumenpflege nichts versahen, und der liebe Gott Wurm und Raupe, Nachtfrost und Mehltau gnädig fernhielt, ein kräftiger, bildschöner, hervorragend begabter, edelmütiger und liebenswerter Mann heranwachsen mußte, der den Vornamen seines Großvaters und den Familiennamen seines Vaters zu Ehren brachte und mit Ruhm bedeckte.

Zur Zeit war der künftige Held, Heldentenor, Ministerpräsident oder was sonst aus ihm werden sollte, noch ein Bübchen in dem zarten Alter von sechs Wochen, und von dem großen Manne hatte er noch nichts an sich als den Namen Christian Neumeier, den der große Mann ja höchstens durch ein vorgelegtes „Dr.“ oder durch ein eingeschobenes „von“ verändern konnte. Dieses schreiende Mißverhältnis zwischen dem bereits Geleisteten und dem, was er noch zu vollbringen hatte, schien aber dem strammen jungen Herrn nicht im geringsten nahezu gehen. Außersich vergnügt und ohne sich vor den andächtig zusehenden Damen zu genieren, strampelte er mit den nackten Beinen; dazu focht er mit den geballten Händchen, als wolle er sich zum Faustkämpfer ausbilden.

Diese Kunststücke gab er immer wieder zum besten, ohne daß seine Zuschauerinnen die Sache im mindesten langweilig gefunden hätten. Dagegen schien ihm die Erkenntnis aufzudämmern, daß es unklug sei, ein dankbares Publikum durch allzu große Einformigkeit der Darbietungen zu ermüden und unlustig zu machen. Wenigstens fügte er seinem Programme plötzlich eine neue Nummer hin-



Spieleute des 2. Seebataillons vor ihrer Abreise von China. (S. 260)

künstlicher war als der ganze reich aufgeblühte Blumenflor. Die wunderbare Knospe hatte man nicht in kühles Wasser gethan, sondern auf weiche Rißen, nicht in eine gläserne Vase, sondern in einen großen Korb, der seltsamer-

zu, indem er sein pausbäckiges Gesichtchen, in dem sich bisher höchstens die großen, blauen, schon sehr verständig blickenden Augen geregt hatten, auf einmal in höchst merkwürdiger Weise verzog.

Ein zusehender Mann hätte den Jungen auf Grund dieser Leistungen für einen stoischen Philosophen erklärt. Denn die Gesichtszerrung deutete auf ausgiebige Leidschmerzen, und der kleine Mann machte trotzdem einen äußerst fidele Eindruck. Die Damen deuteten die Sache aber anders.

„Jesses — er lacht!“ rief Fanny, die in ihrem zierlichen Hauskleide mit dem Ausdruck des sonnigsten Mutterglücks in der Miene und den Augen beinahe schön war.

„Bei Gott, er lacht!“ bestätigte Frau Nauscher gerührt. „Fannerl, das schönste G'schent zu dein' ersten Hochzeitstag hast du jetzt kriegt. Das erste Lachen von dein'm Buberl!“

Mutter und Großmutter umarmten sich gerührt. Die Großmutter hatte dabei sogar Wasser in den Augen. Als die beiden sich losließen, fiel die eine der beiden offenbar auf Besuch anwesenden Damen, eine hübsche schwarzhaarige kleine Person, äußerst dñc gekleidet, aber trotzdem durch ihren listigen Blick unsympathisch, über sie her, um ihnen in etwas fremdartigem, aber äußerst behend von dem hübschen Munde gehendem Deutsch über den prächtigen Jungen Schönheiten zu sagen.

Fanny überließ es der Mutter, dem Fräulein de Perigaud, der französischen Gesellschafterin Evas, zu antworten. Sie sah gedankenvoll ihre Schwester an, die immer noch neben dem Kinderwagen stand und den gesenkten Blick auf den kleinen Neffen geheftet hielt, ohne sich zu regen.

Wie schön sie war, diese Eva! Beinahe noch schöner als vor einem Jahre. Aber glücklich sah sie nicht aus, obwohl ihre ehrgeizigen Mädchenträume erfüllt waren. In ihren schlanken Fingern glänzten und gleißten die Brillantringe; wenn sie sich regte, knisterten und raschelten ihre seidenen Gewänder um sie her, unten vor dem Hause hielt die prachtvolle Equipage, in der sie gekommen war, von den Kindern der Nachbarschaft neugierig umlagert. Aber das alles freute sie nicht. Sonst wäre ihre Miene nicht so unbeweglich gewesen, so gleichsam versteinert in dem Bemühen, sich nicht durchschauen zu lassen.

Leise ging die junge Frau um den Kinderwagen herum und schob ihren Arm durch den der Schwester.

„Komm, Evi, wir wollen ein bißel plauschen. — Mutter, du unterhältst das Fräulein derweil, gelt? Und schau'st dabei auf den Christel. Er wird übrigens jetzt eine Stunde' wenigstens Ruh' geben. Er is ja ein so braves, artiges Kind.“

„Seht nur!“ antwortete Frau Nauscher mit mütterlichem Lächeln. „Zwei Schwestern am ersten Jahrtag ihrer Hochzeit, die haben sich so allerhand zu erzählen, bei dem sogar die alte Mutter im Weg is.“

Als Fanny hinter Eva in das Nebenzimmer trat, sah sie sich zufällig um und glaubte zu bemerken, daß das Fräulein de Perigaud ihnen mit etwas unbehaglicher Miene nachsah. Aber das war wohl Täuschung. Was ging es die Gesellschafterin der Schwester an, wenn sie und Eva einmal unter vier Augen ein wenig plaudern wollten?

Sie zog die Schwester auf ein kleines Kanapee nieder, hielt ihre Hände fest und sah ihr liebevoll in die Augen.

„Und du, Everl?“ fragte sie leise.

Eva antwortete nicht gleich. Sie hielt die Lider gesenkt, in den Winkeln ihres feingeschnittenen Mundes zuckte und arbeitete es. Dann schlug sie plötzlich die Augen auf und sah Fanny voll ins Gesicht. „Wozu das Theaterspielen?“ stieß sie hervor. „Ich bin ebenso unglücklich, wie du glücklich bist.“

„Aber Eva!“ stammelte Fanny entsetzt.

„Und wir haben geglaubt, daß ...“

„Daß bei uns alles so gut geht, als es gehen kann, wenn ein alter Mann ein junges Weib nimmt,“ ergänzte Eva bitter. „Woher hättet ihr's auch besser wissen sollen? Du und der Franz, ihr habt mit euch selbst genug zu thun gehabt mit eurem Glück. Der Mutter, der guten Frau, sind die Augen immer wieder übergegangen, wenn sie mein Reitpferd und den Wagen, meinen Schmuck, meine Toiletten, meine prachtvolle Wohnung und alles das ang'sehn hat. Außerdem is sie dem Schwiegerjohn so dankbar dafür, daß er ihrem Mann schon wieder ein Avancement ausgewirkt hat. Der Karl ist zu jung. Der hat andere Sachen im Kopf, als sich über seine Schwester Gedanken zu machen. Die Eva hat, was sie wollte, sagt er sich, warum sollt' sie nicht zufrieden sein? Der Vater allein scheint was zu merken. Er sieht mich manchmal mit solchen Augen an, aber dann sorgt mein Trost schon dafür, daß sie nicht zu viel sehen, diese Augen, in denen neben allem Bedauern immer noch ein Vorwurf ist.“

„Aber was is denn so Schrecklich's an dem Hohenberger?“ fragte Fanny. „Jung is er



Johanna Spyri †. (S. 260)
Nach einer Photographie von R. Ganz in Zürich.

nit, das is wahr. Aber er hat dich doch so gern.“

Eva lachte hart auf. „Dazu hab' ich ihn nicht genommen. Wenn ich die Idylle hätte haben wollen, hätte ich mir einen anderen Mann genommen, der besser zu mir paßt. Ich könnte heut' schon am Bettel meines Kindes stehen, gerade so wie du. Darauf hab' ich verzichtet, weil ich das große, glänzende Leben haben wollte. Wo ist das geblieben? Ich geh' mit ihm ins Theater, ich fahre und reite mit ihm spazieren, ich kommandier' zu Haus über eine Schar von Diensthöten, aber Umgang habe ich keinen. Euch und die Eltern, und sonst niemand. Wo sind die glänzenden Gesellschaften? Die großen Männer, die Diplomaten und Künstler und Schriftsteller? Was nützt mir mein schönes Haus, wenn ich keinen Menschen darin empfangen darf? Wenn ich eingemauert drin sitze, eingemauert in einen goldenen Berg, ganz allein mit dem alten, häßlichen Zauberer, der gerade genug heren kann, um den goldenen Zauberberg zu schaffen, in dem er mich gefangen hält, aber nicht genug, um sich selbst dreißig Jahre jünger zu machen? Die Leute' lachen über ihn und seine Eifersucht, in seinen Klub mag er schon gar nicht mehr gehen, so foppen ihn dort alle; er macht sich nichts draus und hält seine Thür verschlossen. Wir leben wie die Tüberln, meine Eva und ich,“ greint er. „Wir find uns selbst genug, wir stecken noch tief in den Glitterwochen.“

Schöne Glitterwochen! Mir ekelt vor ihm und vor seiner Liebe, und vor allem vor seiner Eifersucht.“

Dieser wilde Ausbruch der sonst so verschlossenen und zurückhaltenden Schwester hatte Fanny so tief erschreckt, daß sie nichts antworten konnte. Sie drückte nur die Hände Evas, diese schönen, schlanken Hände, die jetzt so heiß waren und so aufgeregte zitterten, und sah ihr mit ihren guten, mitleidsvollen Augen fast mütterlich ins Gesicht.

„Everl,“ sagte sie dann, „das is alles so schrecklich. Wirst du mir nicht böse sein, wenn ... wenn ich dich um etwas frag?“

„Frag nur,“ antwortete Eva finster. „So übelnehmmerisch bin ich nicht. Ich weiß ja, du meinst es gut.“

„Du beklagst dich über seine Eifersucht,“ sagte Fanny halblaut. „Bist du ohne Schuld an der? Hast du ihm keinen Grund gegeben?“

Eva lachte spöttisch auf. „Nein, mein Herz. So dumm ist die Eva nicht. Nachdem ich eine Schlechtigkeit nach der anderen begangen, um ihn dazu zu bringen, daß er mich heiratet, um mir meine Stellung zu schaffen, sie um einer kindischen Tändelei, um eines Flirts willen wieder aufs Spiel setzen? Nein, Fanny.“

„Ja, aber ...“

„Wie er dazu kommt? Mein Gott, das ist so einfach. So sehr er sich herausputzt und tänzelt und den Schneidigen spielt, in seinem Inneren beneidet er doch unseren Reitknecht um seine kräftige Jugend. Und weil er weiß, daß jeder Tagelöhner ihm als Mensch überlegen ist, darum fürchtet er sich. Und warum sollte er denn an meine Treue glauben, da ich doch nur dadurch, daß ich einem anderen die schuldige Treue gebrochen habe, seine Frau geworden bin?“

„So rächt sich halt alles!“ murmelte Fanny halblaut.

Eva zuckte zusammen und sah die Schwester prüfend an. Aber in Fannys Augen war nichts zu lesen als herzliche Teilnahme und tiefe Erschütterung. Sie hatte die Worte offenbar vor sich hingefagt, ohne es selbst recht zu wissen, jedenfalls ohne die Absicht, Eva einen Vorwurf zu machen.

„Auf der Hochzeitsreis' hat's schon angefangen,“ fuhr diese fort. „Wenn ich den Leuten aufg'fallen bin, das hat ihn gefreut. Aber wenn wir uns irgendwo aufhielten, und es wollte sich wer uns anschließen, ist er mürrisch und unausstehlich geworden, und auf einmal, wenn wir auch erst vier Tag' da waren und acht haben bleiben wollen, hat's geheißt: fort! Besonders in Christiania war das auffällig. Wir haben dort einen Wiener Maler getroffen, den mein Mann kannte, Walter Brunner heißt er. Ein stattlicher Mann im Alter deines Franz. Sieht auch beiläufig so aus. Blond, blauäugig — brauchst dir von deinem Mann nur das Beamtenhafte wegzudenken und dafür so etwas Geniales, Künstlerhaftes, so steht er vor dir, wie er lebt und lebt. Wie der mich g'sehn hat, so war er rein nährlich. Ohne sich dabei was zu denken natürlich. Die Maler find schon so. Ihnen kommt's auf das Gesicht an, die Gestalt, kurz, auf das Bild, das sie an einem sehn. Die Person ist ganz Nebensache. Nicht immer, aber häufig. Also der gleich über mich herg'fallen: „Gnädige Frau, Sie müssen sich malen lassen. Mit Ihrem Porträt krieg' ich den ersten Preis auf der Ausstellung. Wie wir wieder in Wien find, mal' ich Sie, ob Sie wollen oder nicht.“ — Da hättest du meinen Alten sehen sollen, Fanny! Grob geworden ist er mit dem armen Menschen, und hui! waren wir von Christiania wieder fort. Die ganze Reiseroute haben wir geändert, weil Rudolf dem Maler die erste schon gefagt gehabt hat.“

„Und ist er richtig gekommen, wie ihr wieder in Wien war't?" fragte Fanny.

„Natürlich. Keine Woche waren wir wieder da, bringt mir der Diener eine Karte herein, darauf steht: „Walter Brunner.“ Ich wußte erst nicht recht, was ich thun soll, aber dann ist es mir lächerlich vorgekommen, mich verleugnen zu lassen. Ich laß' ihn also in den Salon führen und empfangen ihn. Wir haben noch keine drei Worte miteinander gesprochen, noch nicht einmal niedergegesetzt hatten wir uns, kommt mein Mann nach Haus. Ob du's glaubst oder nicht, Fanny — beinahe hinausgeworfen hat er den berühmten Künstler und mir eine Scene gemacht, als ob . . ." Sie brach zornig ab.

„Und was hast du gethan?" fragte Fanny empört.

„Ich habe ihm natürlich den Standpunkt ordentlich klar gemacht. Es war der richtige Skandal. Erst war er so wütend, daß er mich schlagen wollte, und dann ist er auf den Knieen vor mir gelegen und hat gewinselt und geheult, wie ein Bub', und um Verzeihung gebettelt."

Sie hielt schwer atmend einen Moment inne, dann fuhr sie fort: „So geht's immerzu. Wenn ich meiner Schneiderin schreib', erbricht er heimlich den Brief, um zu sehen, ob kein Billet an jemand anderen drin ist. Allein ausgehen läßt er mich nicht. In der Nacht stellt er sich mit einer Kerze in der Hand, während ich schlafe, vor mich hin und zischelt mich an: „Eva, wo warst du heute?" Er hat nämlich einmal irgendwo gelesen, daß Leute, die so gefragt werden, aus dem Schlaf heraus Antwort geben. Die Gesellschaftlerin ist meine Aufseherin. Die muß ihm Bericht erstatten, was ich thu', wenn er außer Haus ist. Dafür wird sie bezahlt."

„Die Perigaud?" fragte Fanny entsetzt.

„Und die hast du noch um dich?"

„Die Perigaud!" bestätigte Eva. „Ich hab' sie noch, weil ich sie's nicht merken lassen will, daß ich weiß, was mir für eine Schmach angethan worden ist. Fortgeschickt wird sie übrigens demnächst."

„Bist du auch sicher, daß du dich nicht irrst?" warf Fanny ein. „Die Sache kommt mir so unglaublich vor."

„Ganz sicher bin ich," antwortete Eva. „Ich hätt's eigentlich schon früher wissen müssen. Schon die Art, wie sie zu uns kam, war auffällig. Wie wir von der Hochzeitsreise zurückkommen, sagt mir Hohenberger, ich soll mir eine Gesellschaftlerin nehmen, und zwar eine Französin, die Deutsch kann, damit ich von ihr Französisch lerne. Ich war einverstanden, und wir sind miteinander zu einer Vermittlerin für besseres Personal gegangen. Die erste, die uns das Bureau geschickt hat, haben wir genommen. Es war die Perigaud. Und eine zweite kam nicht mehr. Ich hab' mich ein wenig gewundert bei dem Stellenmangel in Wien. Daß mein lieber Mann mit der Vermittlerin unter einer Decke steckte, um eine Spionin ins Haus zu bringen, habe ich damals noch nicht vermutet."

Später bin ich stugig 'worden, wie ich die zwei öfter erwischt hab', wie sie heimlich und eifrig miteinander redeten. Aber einen Beweis hab' ich nicht gehabt bis vor acht Tagen. Da erwisch' ich die Mademoiselle, wie sie ins Zimmer Hohenbergers huscht und durch die Fuge einer versperrten Lade einen Zettel in seinen Schreibtisch schiebt. Ich hab' mich gestellt, als hätt' ich nichts gesehen; aber wie mein lieber Rudi nach Haus kommt, führ' ich ihn am Arm in sein Zimmer zu seinem Schreibtisch.

„Sei so gut," sag' ich ganz ruhig, „und sperr die Lade da auf!"

Er wollte erst nicht, aber da hat nichts ge-

nußt. Er zieht endlich das Fach ganz kleinlaut heraus, und ich finde den Zettel da."

Sie griff in die Tasche und reichte Fanny ein Blättchen Papier. Darauf standen in zierlicher, flüchtiger Handschrift einige Zeilen in französischer Sprache. „Herr Brunner ist vorbeigegangen am Hause," übersetzte Fanny, deren Französisch nicht weit her war, ziemlich mühsam, „währenddem die gnädige Frau am Fenster war."

„Das is aber doch zu arg!" fuhr sie auf, während sie den Zettel von sich warf.

Eva hob ihn eilig auf und steckte ihn wieder zu sich. „Den kann ich noch brauchen. — Es hat natürlich wieder einen fürchterlichen Austritt gegeben zwischen Rudolf und mir. Der Französin hab' ich kein Wort gesagt. Das Ende war, daß er wieder gekniet hat vor mir."

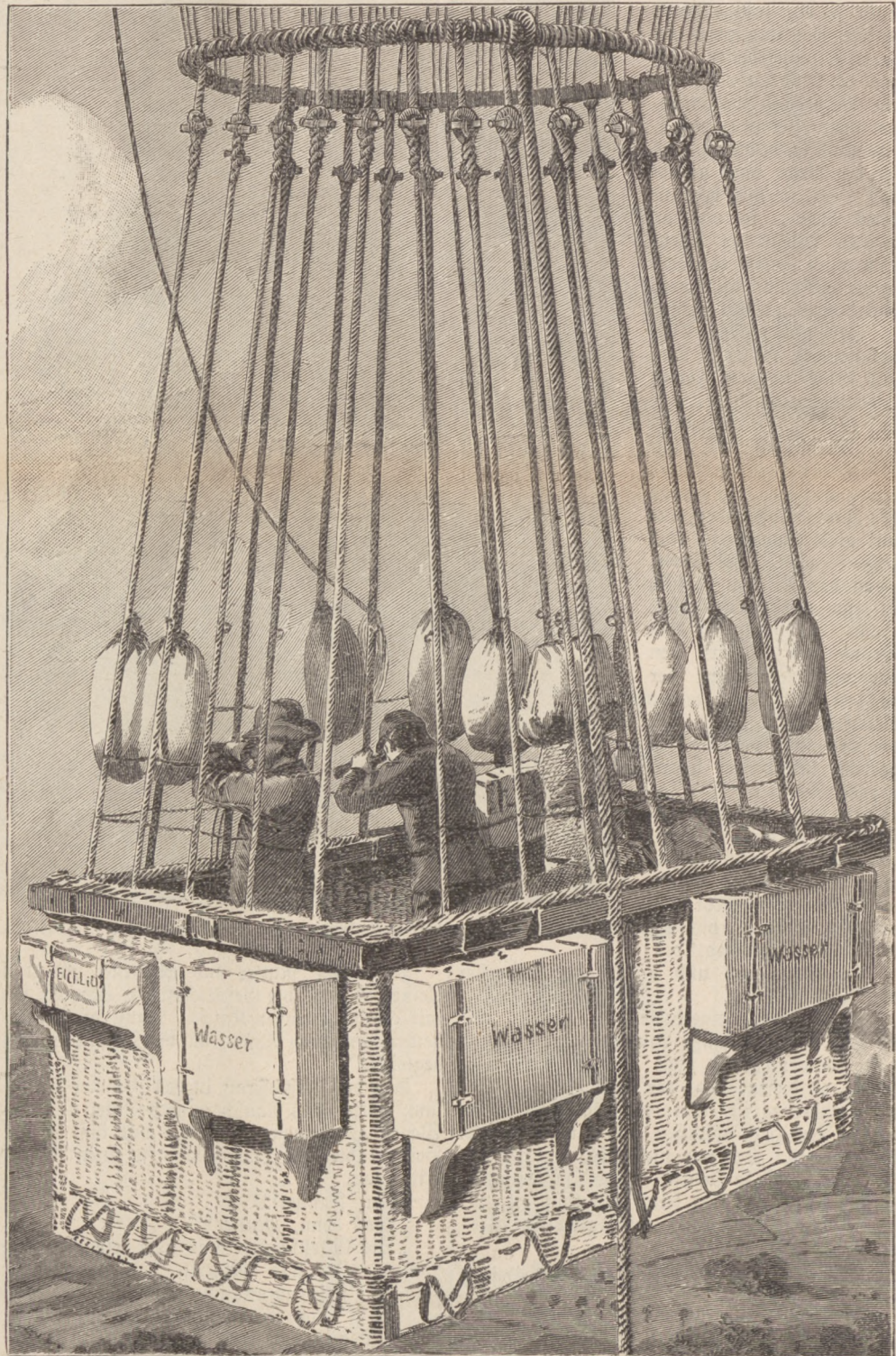
„Aber Eva!" rief Fanny außer sich. „In diesen unwürdigen Zuständen kannst du doch

unmöglich leben. Trenn dich wenigstens von dem Menschen, da du dich nicht ganz und gar scheiden lassen kannst. Jetzt mußt du's halt büßen, daß du so nach dem Geld gestrebt hast. Geh zu den Eltern zurück. Ewig wird der Hohenberger doch nicht leben. Dann kann für dich auch noch so etwas wie ein Glück kommen, spät, aber doch."

Eva sah die vor Mitleid Bitternde sonderbar an. „Ich soll die Waffen strecken? Soll mich hinsetzen und warten? Nein, Fanny! Dazu hab' ich nicht so viele und so schwere Opfer gebracht."

Fanny sah die Schwester ein wenig verblüfft an. „Opfer? Du?"

„Ja, mein Kind, ich! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich dir das noch einmal eingestehen werde. Aber wir sind heute beide nicht mehr, die wir vor einem Jahr waren, und stehen anders zu einander als damals. So will ich



Die Gondel des Zerkeligen Riesenluftballons. (S. 260)

dir das auch noch sagen, damit du mich ganz verstehst. Fanny, ich habe den Franz wirklich geliebt."

Fanny zuckte zusammen. Einen Augenblick war es, als wollte sie aufspringen und davonlaufen. Eva hielt sie aber zurück.

"Brauchst nicht eifersüchtig zu werden, Fanny," sagte sie wehmütig. "Das ist vorbei. Bei ihm ganz und gar — er hat mich ja nie eigentlich gern gehabt, er hat sich's nur eingeredet — und bei mir zum größten Teil. Ich habe mich selber gewundert, daß sich's wieder gerührt hat in mir nach so langer Zeit — zuvor, wie ich mir euren Buben so angeschaut hab', der seine Augen hat, ganz seine Augen."

Sie hatte in weichem, träumerischem Tone gesprochen. Nun fuhr sie mit der Hand vor ihrem Gesicht durch die Luft, als wolle sie eine lästige Mücke verscheuchen, und sprach mit harter Stimme weiter: "Ich hab' ein Opfer gebracht und ein Verbrechen begangen, um mein Ziel zu erreichen, jetzt muß ich beweisen, daß ich ein Recht dazu gehabt hab', ein in mir begründetes Recht, so viel an meinen Willen zu setzen. Für mich heißt es jetzt: siegen oder mich aufhängen. Ein drittes giebt's nicht."

Vor der wilden Entschlossenheit in Evas Ton und Blick fürchtete Fanny sich beinahe. Zaghaft fragte sie: "Was willst du thun?" "Aushalten will ich. Den Kelch bis auf den Grund leeren und auf dem Grund den Zauberring finden, der mir giebt, wonach ich mich sehne — die Macht! Oder, wenn das Bild zu poetisch ist für eine so prosaische Sache, ich will auf dem Grund des Bechers den Rassen Schlüssel finden, der zu den Millionen meines Herrn Gemahls führt. Mit der Trennung habe ich ihm gedroht bei diesem letzten großen Auftritt. Da hat er mir in seiner Angst geschworen, daß er mich zu seiner Universalerin macht. Den Tag darauf waren wir beim Notar. Jetzt muß ich eben warten, bis die Erbschaft fällig wird."

Sie stand auf und drückte der Schwester die Hand.

"Du hast mir eine kurze Frage gestellt, und ich hab' dir eine lange Antwort gegeben. Ich hätte das vielleicht nicht gerade heute thun sollen, an diesem Tag, der für dich wenigstens ein Freudentag ist. Aber mir war, als müßte es mir das Herz abfressen, wenn ich mir nicht Luft machte. Sei mir nicht böse, Fanny!"

"Du redest so komisch, Eva," sagte Fanny einfach. "Ich dir böse sein! Du thust mir nur schrecklich leid, daß du so wenig glücklich bist — du mit deinen Gaben."

Eva zuckte die Achseln. "Wir wollen wieder hinausgehen, zu den anderen."

Als Eva dann in das Zimmer trat, wo Fräulein de Perigaud und Frau Kauscher am Korbe des kleinen Christian saßen, bemerkte sie einen raschen, spähenden, forschenden Blick, mit

dem die Gesellschafterin ihr Gesicht streifte, um dann Fanny verstohlen zu beobachten. Sie kämpfte den Grimm, der in ihr aufstieg, aber nieder und wandte sich an ihre Mutter.

"Rudi möchte, daß ihr heut' abend alle zu uns kommt," sagte sie. "Fanny hat für sich und ihren Mann schon zugesagt. Sag du auch zu für dich und den Vater und Karl und Ratherl. Ihr werdet Augen machen, was für eine Menge Geschenke ich zum ersten Juli bekommen hab'."

"Freilich kommen wir!" antwortete die Mutter eifrig. "Heute müssen wir doch alle beisammen sein — an so einem Tag!"

Mutter nicht reinen Wein einschenken solle. Dann entschied sie sich aber, es sein zu lassen. Wozu die alte Frau mit diesen trüben Dingen beschweren?

"Lieber Gott," sagte sie. "Die Mademoiselle ist am End' doch nur ein Diensthof' und eine Französin dazu. Da ist sie halt neugierig. Die Eva hat sich grad drüber beschwert."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Die gemeinsame Aktion der Mächte gegen China hat mit dem Abschluß des in langwierigen Verhandlungen festgestellten Friedens-

vertrages ihr Ende erreicht, und die entsandten Truppen werden bis auf kleine, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutz der Gesandtschaften unentbehrliche Kontingente nach und nach in die Heimat zurückbefördert. So groß und so ehrlich die Begeisterung war, mit der unsere wackeren jungen Krieger vor Monaten dem an sie ergangenen Rufe folgten, so groß ist begreiflicherweise nun auch der Jubel, mit dem sie nach ehrenvoll erfüllter Pflicht die Aussicht auf die nahe bevorstehende Heimkehr begrüßen. Für sie heißt die Parole jetzt nur noch "Heimat", und mit soldatischer Fröhlichkeit geben sie der berechtigten Freude ihres Herzens überall auf ähnliche Weise Ausdruck, wie es die vier Spielleute vom 2. Seebataillon auf unserem Bilde thun. — In Zürich schied die bekannte Jugendschriftstellerin Frau Johanna Spyri aus dem Leben. Sie war am 12. Juni 1829 zu Hirzel geboren und hat sich weit über die Grenzen der Schweiz hinaus mit ihren feinen und lebenswürdigen, von echter Menschenliebe und einem wahrhaft vornehmen Geiste erfüllten Kindererzählungen die Herzen gewonnen. Auch ihre Volkschriften haben verdienten Beifall gefunden. — Einen Tiefenballon, der lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, und dessen Ausstattung ebensoviel auf Höhen- als auf Dauerfahrten berechnet ist, haben zwei Potsdamer Bürger, die Herren J. H. Zefeli und Baumeister C. Enders, nach jahrelangen Bemühungen zu stande gebracht und neuerdings dem Aeronautischen Institut überlassen. Die für vier Personen eingerichtete Gondel,



Unangenehme Entdeckung. Nach einem Gemälde von J. Kleinschmidt.

Eva küßte Mutter und Schwester und den kleinen Nessen, die Gesellschafterin empfahl sich mit einem zierlichen Knicks. Dann gingen die beiden fort, von Fanny an die Treppe hinaus begleitet.

Als die junge Frau in das Zimmer zurückkam, hatte Frau Kauscher ihren Enkel aus dem Wagen genommen und tanzte mit ihm herum. Beim Anblick der Tochter hielt sie einen Augenblick inne.

"Du, Fannerl!"

"Was denn, Mutter?"

"Die G'sellschafterin ist aber eine komische Person. Ich hab' bemerkt, daß sie wie auf Nadeln g'sessen ist und immer die Ohren g'spitzt hat, ob i' nicht hören kann, was ihr drüben redet. Das is doch stark. Ich hab' natürlich absichtlich recht laut g'redt, wie ich das g'spürt hab'."

Fanny schwanke einen Augenblick, ob sie der

in der mit reichlicher Ausnutzung des Raumes alles untergebracht ist, was an wissenschaftlichen Instrumenten, Proviant, Wasservorrat, Ballast u. s. w. auf eine Luftreise mitgenommen werden muß, hat eine Länge von 2,25 Meter und eine Breite von 1,85 Meter. Eine von den Herren Person, Süring und v. Schrötter mit dem Zefelischen Ballon kürzlich unternommene Fahrt brachte die Luftschiffer bis in eine Höhe von 7200 Meter, wo sie der angenehmen fühlen Temperatur von - 22° ausgesetzt waren, während unter ihnen auf der Erde eine wahrhaft tropische Hitze herrschte.

Unangenehme Entdeckung.

(Mit Bild.)

Die kleine Lise ist mit ihrer Frühstücksmilch vor das Haus hinausgewandert, um sie da recht mit Behagen zu genießen. Ein sonderbares, brummes



Die Schlacht in der Ebene von Tolosa. (S. 262)

Geräusch in der halbgefüllten Tasse veranlaßt sie, einen Blick hineinzuwerfen, und ihr Mienenpiel verrät sehr deutlich, wie wenig sie von der Entdeckung erbaut ist, die sie da machen muß. Ein allzu genähsichtiges Biendchen ist in die süße weiße Flut geraten und macht mit Beinen und Flügeln die ungebärdigsten Anstrengungen, dem gewaltigen Tode zu entkommen. Die kleine Biß aber, die eine gewaltige Furcht hat vor allem, was da freucht und flucht, fühlt sich durchaus nicht zur Lebensretterin berufen, da sie die schöne Geschichte vom dankbaren Biendchen natürlich noch nicht kennt und vielmehr eine dunkle Befürchtung hegt, sie könnte von dem schrecklichen Tier zum Lohn für ihre Großmut „gebissen“ werden. Da wird dann wohl nichts anderes übrig bleiben, als durch ein der bedrohlichen Situation angemessenes Zetergeschrei die Mutter herbeizurufen, die schon ein Mittel finden wird, zugleich die Milch und ihren gefährdeten Liebling zu retten.

Die Schlacht in der Ebene von Tolosa.

(Mit Bild auf Seite 261.)

In den jahrhundertelangen Kämpfen der christlichen Spanier gegen die von Afrika herübergekommenen Mauren bedeutete die im Jahre 1212 geschlagene Schlacht von Tolosa ein entscheidendes Ereignis. Angesichts der immer furchtbarer werdenden Gefahr, die ihnen von seiten der fanatisierten Mohammedaner drohte, hatten sich die sonst immer eifersüchtigen und uneinigen Fürsten Nordspaniens auf eine bringende Mahnung des Papstes Innocenz III. zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zusammengeschlossen, und bei Tolosa, einer uralten Stadt mit römischen Befestigungswerken, dem Hauptort des baskischen Guipuzcoa, waren die feindlichen Heere aufeinander getroffen. Der Kampf war furchtbar, denn man stritt auf beiden Seiten nicht nur um die politische Herrschaft, sondern auch um den Sieg des Glaubens. Kreuz oder Halbmond war die Losung, und im wütenden Handgemenge, wie es uns das Bild auf S. 261 vorführt, wurde mit wilder Erbitterung und schonungsloser Grausamkeit gekämpft. Der Sieg verblieb den spanischen Waffen, und die Niederlage von Tolosa wurde der Anfang des Verfalls der maurischen Herrschaft.

Das Wasserzeichen.

Erzählung von Valentin Fern.

(Nachdruck verboten.)

Das schönste Mädchen in der gewerbsleißigen Stadt Nottingham war im Jahre 1841 Ellen Armitage. Obgleich ihre Mitgift nur einige hundert Pfund Sterling betrug, wurde sie doch viel umworben. Sogar der am reichsten mit Glücksgütern Gesegnete in Nottingham bewarb sich um ihre Hand, wurde aber abgewiesen.

Philipp Overton hieß dieser Freier. Er besaß drei Häuser in der Stadt und in der Umgegend Ländereien, die er gut verpachtet hatte; ferner bedeutende Kapitalien, die er zu anscheinlichen Zinsen auslieh.

Man wunderte sich allgemein in der Stadt darüber, daß Ellen eine solche gute Partie habe ausschlagen mögen. Hundert andere junge Damen hätten an ihrer Stelle das ganz gewiß nicht gethan. Aber so viel auch diese hundert fortan nach Overton kokettierend liebäugelten, so nahm er doch keine von ihnen, sondern blieb zu ihrem Leidwesen Junggeselle. Ellen aber heiratete einen jungen Kaufmann Namens Arthur Campbell, dessen Vermögensumstände nur als sehr bescheiden erschienen im Vergleich mit dem Reichtum Overtons.

Philipp Overton und Arthur Campbell waren eigentlich gute Freunde. Ersterer erschien aber doch nicht zur Hochzeitsfeier, sandte auch keine Glückwunschkarte. Sehr erklärlich! Seit Arthurs Verlobung mit Ellen schon hatte die Freundschaft der beiden jungen Männer eine bedeutende Erkaltung erfahren. Als Campbell zwei Jahre zuvor sein Geschäft eröffnete,

nämlich im Juni 1839, hatte bereitwillig Overton dem Freunde ein Kapital von sechzehnhundert Pfund Sterling geliehen zu dem damals sehr niedrigen Zinsfuß von fünf Prozent, und er war anständig genug, dies Darlehen nach Arthurs Hochzeit mit Ellen nicht zur Rückzahlung zu kündigen.

Gleichwohl wurde es wegen der Erkaltung der ehemaligen Freundschaft dem jungen Kaufmann peinlich, noch länger der Schuldner Overtons zu sein. Etwa ein Jahr nach der Hochzeit sagte er zu seiner Frau, es habe sich ihm die günstige Gelegenheit geboten, bei einem gewissen Mr. Morris fünfzehnhundert Pfund zu leihen, und damit habe er Overton, nachdem er noch hundert Pfund zugelegt, das von ihm früher entliehene Kapital zurückgezahlt.

Die Ehe des jungen Paares war glücklich, leider aber nur sehr kurz. In einer stürmischen Ottobernacht des Jahres 1844 brach eine verheerende Feuersbrunst im Hause Campbells aus und zerstörte mit reißender Schnelligkeit dessen Hab und Gut. Nur mit Mühe vermochten er, seine Frau und die anderen Hausgenossen sich vor der gierigen Flut zu retten. Sonst verbrannte fast alles: die Möbel, die Warenbestände und auch die Geschäftsbücher nebst den sonstigen Geschäftspapieren. Was aber das Schlimmste war: Arthur Campbell zog sich in jener Brandnacht eine heftige Erkaltung zu, die ihn aufs Krankenlager warf und zu einer gefährlichen Lungenentzündung ausartete, welcher er bald erlag.

Untröstlich war die schöne junge Witwe. Beim Begräbnis Campbells wurde Philipp Overton ganz hinten im Trauergefolge bemerkt. Auch hatte er einen kostbaren Kranz geschickt.

Frau Ellen bezog einstweilen eine kleine Wohnung von zwei Zimmern im Hause des Papierhändlers und Geschäftsbücherfabrikanten Roberts, dessen Frau ihre gute Freundin war. Ihre Ehe mit Arthur Campbell war kinderlos geblieben.

Auf ihren Wunsch wurde Roberts ihr zum Kurator bestellt. Dann war auch noch der Rechtsbeistand ihres verstorbenen Mannes, ein geschickter Advokat Namens Musgrave, in ihren Angelegenheiten thätig, um dieselben zu ordnen.

Zum Glück hatte Campbell gleich nach seiner Hochzeit zu Gunsten Ellens sein Leben zu fünfzehnhundert Pfund Sterling versichert. Dies kleine Vermögen sicherte die Witwe vor Not, selbst wenn etwa über den Nachlaß ihres Mannes der Konkurs verhängt werden mußte.

Zur Ermittlung des Schuldenbestandes wurde in den Zeitungen eine Aufforderung an sämtliche Gläubiger erlassen. Dieselben sollten sich mit ihren Ansprüchen melden bei dem mit der vorläufigen Prüfung betrauten Rechtsanwalt Musgrave.

Einige Tage darauf erschien der Advokat bei der Witwe und sagte: „Herr Overton hat laut angeblich in seinem Besitze befindlicher Schuldburken eine Forderung von sechzehnhundert Pfund Sterling angemeldet, beabsichtigt aber vorläufig nicht, das Kapital zu kündigen. Das finde ich auffallend, denn ich meine mich zu entsinnen, daß Herr Campbell vor längerer Zeit einmal zu mir gesagt hatte, er habe an Overton das Kapital zurückgezahlt.“

„Das hat er auch!“ rief Frau Ellen erstaunt. „Wann war's doch? Richtig, im Juni 1843, also vor reichlich einem Jahre. Um das thun zu können, entlieh er ja fünfzehnhundert Pfund von Herrn Morris.“

„Jawohl, diese Forderung im Betrage von fünfzehnhundert Pfund ist von Morris schon angemeldet.“

„Also muß doch die Schuld bei Overton getilgt sein.“

„Es scheint jedoch, daß dies nicht der Fall ist.“

„Das begreife ich nicht. Was sagte denn Herr Overton zu Ihnen darüber?“

„Er war nicht persönlich bei mir in meinem Bureau, sondern meldete die Forderung schriftlich an.“

„Sicherlich muß seinerseits ein Irrtum obwalten.“

„Nun, am einfachsten wird's ja sein, ich gehe zu ihm, um mit ihm über die Sache zu reden.“

Der Advokat verließ Frau Ellen und begab sich ohne Verzug zu Philipp Overton. Er traf ihn in seiner höchst elegant eingerichteten Wohnung an.

„Welcher glückliche Umstand verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Mr. Musgrave?“ fragte Overton. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Mr. Overton,“ sagte bedächtig der Rechtsanwalt, nachdem er sich gesetzt hatte, „Sie haben eine Forderung von sechzehnhundert Pfund an die Campbellsche Nachlassmasse angemeldet.“

„Jawohl, laut Schuldschein vom 1. Juni 1839, aber selbstverständlich nur der Aufforderung wegen, die Sie erlassen haben. Denn ich denke nicht daran, das Kapital zu kündigen, möchte um alles in der Welt nicht Frau Campbell irgend welche Verlegenheit bereiten.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen. Nur muß ich Ihnen sagen, daß sowohl Frau Campbell wie ich in dem Glauben befangen gewesen sind, das Kapital sei bereits an Sie zurückgezahlt.“

„Sie setzen mich in Erstaunen.“

„Campbell hat vor etwa einem Jahre zu seiner Frau und gelegentlich auch einmal zu mir gesagt, er habe diese Schuld getilgt.“

„Das muß auf einem Mißverständnis beruhen. Es war allerdings damals seine Absicht, das Kapital zurückzuzahlen. Deshalb ist er auch bei mir gewesen. Ich riet ihm davon ab, weil ich meinte, er würde das Geld gut brauchen können zur Vergrößerung seines Geschäfts. Da befand er sich und blieb mir das Kapital noch ferner schuldig.“

„Dann hätte er also seiner Frau diesen Umstand verheimlicht?“

„Es scheint so. Vielleicht hatte er seine Gründe dazu.“

„Wie meinen Sie das?“

„Steht es gut mit der Campbellschen Nachlassmasse?“

„Das läßt sich noch nicht so genau übersehen.“

„Wird es zu einem Konkurs kommen?“

„Ich hoffe nicht. Aber welche Gründe könnten nach Ihrer Meinung Herrn Campbell dazu bewogen haben, seiner Frau die Wahrheit zu verhehlen?“

„Er hatte bereits anderweitig ein Kapital aufgenommen, um seine Schuld bei mir zu tilgen?“

„Jawohl, bei Morris. Dessen Forderung, auf fünfzehnhundert Pfund lautend, ist auch schon angemeldet.“

„Nun denn, ich denke, Mr. Musgrave, daß Campbell ein Interesse gehabt haben muß, seiner Frau die Aufklärung über den wahren Sachverhalt nicht zu geben. Möglicherweise geschah das seinerseits aus zarter Rücksicht. Er hatte vielleicht mit geschäftlichen und finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, mochte aber seine Frau nicht beunruhigen.“

Dies klang in der That so wahrscheinlich, daß der Advokat im stillen dachte: „Er hat recht, so wird es wohl gewesen sein.“ Laut fragte er: „Die Zinsen sind doch hoffentlich richtig bezahlt worden?“

„Jawohl, bis zum 1. Juni dieses Jahres,“ versetzte Overton.

„Wir sind nämlich nicht im Besitze von Nachweisen darüber, da alle Geschäftsbücher und sonstigen Papiere bei dem furchtbaren Brande zu Grunde gingen.“

„Das weiß ich. Dieser bedauerliche Umstand muß Ihnen und dem Kurator der Witwe sehr viel Mühe machen.“

„Leider ist's so. Dürfte ich Sie jetzt noch bitten, mir den Schuldschein zu zeigen, dessen Wortlaut ich prüfen möchte?“

„Mit dem größten Vergnügen, Mr. Musgrave.“

Der Kapitalist schloß einen eisernen Geldschrank auf und entnahm demselben einen Schein, den er dem Advokaten überreichte. Dieser prüfte ihn bedächtig.

Es war allerdings die ihm genau bekannte Handschrift Arthur Campbells. Der Schuldschein war von ihm am 1. Juni 1839 ausgestellt und lautete richtig über sechzehnhundert Pfund Sterling.

„Alles in vollkommener Ordnung,“ sagte Musgrave, indem er den Schuldschein zurückgab und sich zum Gehen anschickte.

Philipp Overton rief: „Ich bitte Sie, mich der Frau Campbell bestens zu empfehlen. Sagen Sie ihr, daß die Existenz dieses Schuldscheines sie auf keine Weise zu beunruhigen brauche. Ich bin zu jeder Zeit mit Freuden bereit, ihr auf jede erdenkliche Art gefällig zu sein.“

„Gern will ich ihr diesen Ausdruck Ihrer freundlichen Gefinnungen überbringen,“ sagte der Rechtsanwalt. „Adieu, Mr. Overton!“

„Adieu, Mr. Musgrave!“

Der Advokat entfernte sich. Overton, ihn höflich bis zur Thür geleitend, sah ihm mit schlaudem Lächeln nach, bis er verschwunden war, und indem er dann den Schuldschein wieder in den Geldschrank legte, murmelte er: „Sicherlich kann es nicht fehlgehen. Alle Umstände fügen sich äußerst günstig für meine Absichten.“

Musgrave gab der Witwe Campbell Auskunft über seine Besprechung mit Philipp Overton. Frau Ellen war höchlich verwundert und bestürzt darüber.

Nach Verlauf etlicher Wochen waren endlich ihre Angelegenheiten so weit in Ordnung gebracht, daß der Stand derselben sich klar übersehen ließ.

Am 1. Dezember ging Musgrave wieder zu Overton.

„Ich wünsche den Campbellschen Schuldschein auszulösen, bringe also hier das Kapital von sechzehnhundert Pfund nebst fünf Prozent Zinsen für das halbe Jahr.“

Der Kapitalist war sehr überrascht.

„Aber das hätte ja doch gar keine Eile gehabt!“ rief er betreten.

„Frau Campbell wünscht es so. Es soll gänzliche Regulierung stattfinden.“

„Es geniert doch hoffentlich die Dame nicht? Bleibt ihr denn genug zum anständigen Lebensunterhalt?“

„Leider nicht viel.“

Die Banknoten waren auf den Tisch gezählt.

„Ich bitte um den Schuldschein,“ sagte der Advokat. „Möchten Sie die Güte haben, am unteren Rand desselben den Empfang des Kapitals nebst Zinsen zu bescheinigen?“

„Nun gewiß. Das versteht sich ja von selbst.“

Philipp Overton nahm aus dem eisernen Schrank den Schuldschein und hielt ihn mit sonderbarem Zaudern noch einen Augenblick in der Hand, nachdem er die Quittung auf den unteren Rand rasch geschrieben hatte.

Im Kamin brannte ein helles Steinkohlenfeuer. Noch wäre es Zeit gewesen zu einem weislichen Entschluß. Warum spielte er jetzt nicht den Großmütigen? Warum warf er den

Schuldschein nicht ins Feuer, um ihn von den Flammen verzehren zu lassen, auf solche Art auf die Rückzahlung des Kapitals Verzicht leistend?

Er that es nicht. Scheute er sich vor einer so auffälligen Handlungsweise, oder dachte er vielleicht: „Zurück kann ich nicht mehr?“ Genug, er gab den Schuldschein hin, und der Advokat entfernte sich damit.

Es war abends, als Musgrave abermals bei der Witwe Campbell erschien. Bei ihr waren zum Thee der Papierhändler und Geschäftsbücherfabrikant Roberts, ihr jetziger Hauswirt und Kurator, sowie dessen ihr befreundete Frau. Auch der Rechtsanwalt wurde zu einer Tasse Thee eingeladen.

Er überlieferte den eingelösten Schuldschein. Seufzend betrachtete Frau Ellen die Schriftzüge ihres geliebten Mannes und die daruntergeschriebene Quittung des Herrn Overton, ihres ehemaligen Anbeters. Dann legte sie das Schriftstück auf den Tisch.

Roberts nahm das Dokument in die Hand, um es zu lesen. Zufällig hielt er es so gegen die Lampe, daß das Wasserzeichen im Papier durchscheinend wurde. Dieses Wasserzeichen — die Fabrikmarke — stellte eine französische Einfassung dar, in welcher die Worte standen: „Gebrüder Scott, Bingham.“

Da schlug Roberts plötzlich mit der geballten Faust so heftig auf den Tisch, daß die Tassen erklinkten.

„Aber Mann, was fällt dir ein?“ fragte erstaunt seine Frau.

„Dieser Schuldschein ist gefälscht!“ rief der Papierhändler aufgeregt.

„Ist's möglich?“ murmelte Frau Campbell.

„Woraus schließen Sie das, Mr. Roberts?“ fragte mit höchstem Interesse der Advokat.

„Der Schein ist vom 1. Juni 1839 datiert.“

„Jawohl.“

„Sehen Sie hier dies Wasserzeichen im Papier?“

„Ja. Welche Bewandnis hat es damit?“

„Die Papierfabrik der Gebrüder Scott im benachbarten Städtchen Bingham ist erst im Jahre 1841 gegründet und in Betrieb gesetzt worden. Dies Papierblatt hat also im Jahre 1839 noch gar nicht existieren können.“

„Sind Sie dessen ganz sicher?“

„Ja, das bin ich. Da ist kein Irrtum möglich.“

„Dann gratuliere ich bestens, Frau Campbell!“ rief Musgrave. „Sie sind jetzt, die gezahlten Zinsen eingerechnet, um sechzehnhundertvierzig Pfund Sterling reicher.“

„Glauben Sie, daß Overton die Geldsumme gutwillig zurückzahlen wird?“ fragte Frau Ellen.

„Er wird's wohl müssen. Ich werde ihn dazu zwingen.“

„Wollen Sie es versuchen, die Sache gutlich mit ihm abzumachen?“ fragte der Papierhändler.

„Gewiß nicht! Der reiche Mann betrügt frech eine trauernde Witwe um den größten Theil ihres Vermögens — das muß aufs strengste nach dem Gesetze geahndet werden!“

Der Advokat nahm, als er fortging, den gefälschten Schuldschein mit. Es war seine Absicht, sich unverzüglich mit der Kriminalbehörde in Verbindung zu setzen.

Am anderen Tage wurde Philipp Overton verhaftet. Vergebens protestierte er dagegen, man brachte ihn ins Untersuchungsgefängnis.

Schon nach vierzehn Tagen fand die Gerichtsverhandlung in dieser Sache statt, zu welcher ein großes sensationellüsteres Publikum sich in den Saal gedrängt hatte.

Frau Ellen Campbell der Advokat Mus-

grave, der Papierhändler Roberts waren als Zeugen anwesend, ferner auch Lionel Scott von der Firma „Gebrüder Scott, Papierfabrik in Bingham.“

Der Angeklagte erschien vor den Schranken. Nach Erledigung der gewöhnlichen formellen Personalfragen wurde ihm der verhängnisvolle Schuldschein vorgelegt.

„Sie behaupten,“ sagte der Präsident des Gerichtshofes, „daß dieser Schuldschein am 1. Juni 1839 von dem Kaufmann Arthur Campbell, der seitdem verstorben, ausgestellt worden ist?“

„Ja.“

„Sie haben am 1. Dezember 1844 gegen diesen hier vorliegenden Schuldschein sich ein Kapital von sechzehnhundert Pfund nebst fünf Prozent Zinsen für ein halbes Jahr ausbezahlen lassen und dafür die Quittung an den Rand dieses Dokuments geschrieben?“

„Ja.“

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig, den Schuldschein gefälscht zu haben?“

„Nein.“

„Herr Zeuge Lionel Scott!“

„Hier!“

„Bitte, untersuchen Sie das Papier des Schuldscheines, besonders das Wasserzeichen darin.“

„Es ist geschehen, Herr Präsident.“

„Nun?“

„Das Papier ist aus der Fabrik der Gebrüder Scott in Bingham, deren Mitinhaber ich bin. Das Wasserzeichen darin ist unsere Fabrikmarke. Eine gleiche oder auch nur ähnliche existiert nirgends.“

„Wann ist Ihre Fabrik gebaut, gegründet und in Betrieb gesetzt worden?“

„Im Jahre 1841.“

„Vorher existierte kein solches Papier?“

„Nein.“

„Der Schuldschein, datiert vom 1. Juni 1839, muß also gefälscht sein?“

„Ganz unzweifelhaft.“

Schreckensbleich war Philipp Overton auf seinem Sitz in sich zusammengesunken.

„Angeklagter,“ fragte ernst der Präsident, „was haben Sie darauf zu sagen?“

„Nichts!“ stöhnte Overton dumpf, sein Antlitz mit den Händen bedeckend.

„Wollen Sie sich nun schuldig bekennen? Nur durch ein offenes und reumütiges Bekenntnis können Sie Ihre schlimme Lage mildern.“

„Ich bekenne mich schuldig. Es sind aber Umstände dabei, welche mich minder strafbar erscheinen lassen werden, als es jetzt den Anschein hat.“

„Wir werden hören, ehe wir Sie richten. Sagen Sie zunächst, wann hat Campbell den echten Schuldschein eingelöst?“

„Am 1. Juni vorigen Jahres.“

„Sie müssen also den Schuldschein schon vorher gefälscht haben?“

„Ja.“

„Also mit Vorbedacht.“

„Nein. Nur ganz zufälligerweise. Damals dachte ich nicht daran, die Kopie zu benutzen.“

„Auf welche Art haben Sie diese so täuschend ähnlich angefertigt?“

„In einem meiner Häuser wohnte ein junger Geometer, ein leichtsinniger Mensch, der die Miete nicht bezahlte. Ich ließ ihn ermitteln und behielt als Pfand einige von seinen Habseligkeiten. Dabei befand sich ein aus klaren Glasscheiben zusammengefügter pultähnlicher, schräger Kasten. Solche Glaspulte braucht man zum Kopieren oder genauen Durchzeichnen von Karten, Plänen, Rissen und dergleichen. Ich bekam Lust, das einmal zu versuchen. Gerade lag mir Campbells Schuldschein zufällig zur

Hand. Ich machte zum Spaß davon eine genaue Kopie, freute mich über das über Erwarten wohlgelungene Werk und legte das Papierblatt beiseite, ohne im geringsten daran zu denken, einen verwerflichen Gebrauch davon zu machen. Erst später —

Overton stodte.

„Sprechen Sie weiter.“

„Was ich jetzt sagen werde, wird Ihnen sehr sonderbar und vielleicht etwas romanhaft erscheinen, es ist aber buchstäblich wahr. Als Arthur Campbell gestorben war, stiegen in mir wieder Wünsche und Hoffnungen auf, wie ich solche schon früher gehabt. Einst hatte ich

Fräulein Ellen Armitage über alles in der Welt geliebt, doch sie wies meinen Antrag ab und vermählte sich mit Arthur Campbell. Da wurde sie Witwe; ich hoffte, daß vielleicht, wenn die Zeit ihren Schmerz gelindert, sie doch noch die Meine würde werden können. Nun that es mir leid, nicht mehr ihr Gläubiger zu sein, ich blieb dadurch mit ihr in Verbindung, konnte ihr gefällig sein, sie für mich gewinnen. Aber das ließ sich vielleicht machen. Alle Umstände waren günstig, Campbells Geschäftsbücher waren verbrannt, und ich hatte die dem Original gleichende Kopie des Schuldscheins. So richtete ich es ein. Nicht der Dämon der

niedrigen Habgier verlockte mich zu der That, sondern die Leidenschaft der Liebe."

„Sie wollten die Frau Witwe Campbell finanziell zu Grunde richten, sie arm machen, damit sie dann leichter Ihrem Wunsche sich fügen, in dem reichen Freier einen Erretter aus der materiellen Not sehen möchte?“

„So ist es. Und wäre mir das geglückt, dann hätte ja Frau Campbell als Frau Overton nicht nur ihre eigenen sechzehnundertvierzig Pfund zurückerhalten, sondern auch noch mich selbst dazu mit all meinem Gels.“

"Frau Ellen Campbell!"

„Herr Präsident?“

S u m o r i f f i c h e s.

Zweifelhafter Trost.

Sie: Wird deine Liebe auch nicht erkalten, wenn ich lange fortbleibe?

Er: Aber, Elise, wie
kannst du nur so denken?
Je länger du weg bist,
desto lieber wirst du mir
sein!



Herausgegeben.

Cousine: Jetzt muß ich doch noch einmal ins Haus zurück, weil ich etwas vergessen habe.

Cousin: Da hat das Sprichwort wieder recht: Was man nicht im Kopf hat, muß man in den Füßen haben.

Gousine: Da wundert's mich freilich nicht, daß du so große Füße hast.

„Ist Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Wunsch des Angeklagten hätte in Erfüllung gehen können?“

„Nicht die geringste, Herr Präsident!“ rief die schöne Witwe.

"Sie hören das, Angeklagter. Ihr Traum war also trügerisch. Sie hätten Ihr Verbrechen nicht auf die von Ihnen geplante Art gutmachen können."

„Unter solchen Umständen hätte ich selbstverständlich das Geld auf irgend einem passenden Umwege ihr wieder zustellen lassen,“ murmelte Overton.

„Angeflagter,“ sprach der Präsident, „aus dem Dilemma können Sie nicht heraus, das merken Sie wohl nun. Sie sind des Betruges und der schweren Urkundenfälschung schuldig. Doch können mildernde Umstände Ihnen zugestanden werden.“

Das geschah denn auch. Philipp Overton wurde zu nur zwei Jahren Gefängnis verurtheilt. Frau Ellen Campbell erhielt die sechzehn- hundertvierzig Pfund Sterling zurück. Zwei Jahre später vermählte sie sich mit dem Advo- faten Musgrave.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 32:

Wer einem als Freund nicht nützen kann, kann einem als Feind schaden.

Trennungs-Rätsel.

Alten Bauten kann es widerfahren,
Wenn der Zahn der Zeit sie hat benagt,
Und nicht selten kann man es gewahren,
Wenn hervor sich ein Gedanke wagt.
Manchmal wird vom Feind es süß vollführt,
Auch als geistreich beim Genie verspürt.

Alles dies sieht man darin entwickelt,
Wenn es sich als Ganzes präsentiert;
Wird es aber halb und halb zerstückelt,
Dann gleich als ein Kasus es passiert,
Als ein Fall, den man sogleich erblickt,
Wenn das Ganze auseinanderbrückt.

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösungen von Nr. 32:

des Streich-Rätsels: Vordermann, Nebraska, Schen-
keningen, Weidmannsheil, Gedenktafel, Oleander, Vorsichts-
maßregel, Unselbständigkeit, Einzug, Vorleser. „Der brave
Mann denkt an sich selbst zuletzt“ (Schiller, Tell);

des Anagramms: Nebel, Leben.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.